15. Dezember 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 285

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(12. Fortsetzung.)

Roman von Ernst Klein

Die Augen Irma Attersteins suchten das Gesicht Christines ab. „Ist das wahr? Ja? — Ah —!“ Sie seufzte tief auf und fuhr eifrig fort: „Sehen Sie: Das kann ich doch Ihrem Bruder nicht sagen! Darüber kann man nur mit einer Frau reden . . . Ich hab' den Ritter nie zu etwas ermuntert. Ich bin mit ihm ausgeritten, ein-, zweimal. Aber dann, wie ich gemerkt hab', wie's um ihn steht — — Ich weiß ja, ich wirk' so auf die Männer . . . Ich will's gar nicht; es ist oft ekelhaft, wenn sie einem so auf die Beine starren . . .“ Sie hielt plötzlich inne und schaute erschrocken Christine an. „Ich rede drauf los — —“

Das Mädchen streichelte ihr Arm und Scheitel. „Das sollen Sie auch! So eine Provinzgans bin ich nicht! Ich versteh' schon . . .“

Irma Atterstein drückte sich in dankbarer Zärtlichkeit an sie und fing von vorn an: „Ich hab' mir den Ritter in den Garten bestellt und ihm ganz energisch den Kopf zurechtgesetzt und verlangt, daß er zu seiner Braut zurückgeht. Aber er wollte nicht hören. Und, wissen Sie, plötzlich wird er total verrückt und fällt über mich her, und — und ich hab' mich gewehrt — und da ist auf einmal mein Mann da . . . Die zwei stehen sich gegenüber wie — ja, Christel, eben wie Kampfhähne; nur der eine ohne Waffe . . . Und der andere, der Feigling, hat geschossen . . .“

Irma mußte Atem schöpfen. Sie war bleich vor Erregung, aber ihre Energie gab nicht nach. „Das hab' ich Ihrem Bruder sagen wollen,“ hob sie von neuem an. „Gerade Ihrem Bruder, weil er so ist! Ich hab' meinen Mann nie betrogen. Ich hab' den Niki sogar im Anfang gerngehabt. Er war elegant, fesch — und er hatte eine „Vergangenheit“ hinter sich. Das reizt immer... Aber er hat zu trinken angefangen. Ich hab' den Mund wegschieben müssen, wenn er mich hat küssen wollen . . .“ Sie schauderte. Ekel und Scham der Erinnerung machten ihr selbst vor Christine das Geständnis schwer.

Diese verstand die Kunst des Schweigens zur rechten Zeit. Sie gab der Erregten Gelegenheit, sich zu fassen, und fand dann das richtige Wort: „Morgen kommt Ihr Mann fort — hat Martin gesagt.“

„Gott sei Dank!“ seufzte Irma Atterstein offen und ehrlich. „Stellen Sie sich vor: Schwester Sophie hört das —! Aber Sie —?“ Eine kleine Pause. Dann beinahe ein leidenschaftliches Bekenntnis: „Sie sind so, wie Ihr Bruder! Er ist stark! Man hat Vertrauen zu ihm! Und er hat mich gehalten — so, wie Sie jetzt. Man spürt gar nicht die Kraft und weiß doch, daß sie da ist . . . Ihr zwei — ihr seid so gesund! Auf euch ist Verlaß!“

Was sollte Christine darauf erwidern? Diese merkwürdige Frau brachte die Wohlordnung ihres Wesens in Aufruhr, und Saiten begannen in ihr zu schwingen, von denen sie selbst bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte. Von plötzlichem Impuls getrieben, beugte sie sich zu Irma von Atterstein herab und küßte sie auf Stirn und Wangen.

Sofort hatte sie die Arme der jungen Frau um den Nacken. „Christine —! Ach, ich hab's ja so schwer gehabt! Und werde es noch schwerer haben . . . Meine eigenen Verwandten, meine Mutter und Schwester! Ich war immer das schwarze Schaf in der Familie . . .“

Vor der Tür klirrte Geschirr. Schwester Sophie, voll Verständnis und Diskretion, kündigte die Nachmittagsmilch an. Gleich darauf glitt sie ins Zimmer.

Christine stand auf. „Ich muß jetzt gehn . . .“

Die Kranke hielt sie eigenwillig an der Hand fest und winkte ihr mit den Augen. „Sie müssen wiederkommen! Nicht wahr? Morgen! Jeden Tag! Ihr Bruder wird bestimmt nichts dagegen haben . . . Und wenn ich gesund bin, dann komm' ich auch zu Ihnen! Wollen Sie — ja? Ich hol' Sie mit meinem Wagen ab!“

Christine ging, und Irma Atterstein ließ sich ihre Milch schmecken.

„Jetzt müssen Sie aber brav sein!“ mahnte die Nonne. „Wenn der Herr Doktor Sie so sähe? Ganz rote Wangen haben Sie!“

„Dann schau' ich bestimmt gut aus, Schwester! Interessante Farblosigkeit — nein, die steht mir nicht!“ Ein Wunsch sprang ihr ins Gehirn und hielt sich dort nicht lange verborgen. „Sopherl — liebe Sopherl — was meinen Sie? Ob ich mir von meiner Kammerjungfer etwas Wäsche bringen lassen dürfte?“ Sie zupfte mit halb spöttischem, halb bittendem Ausdruck an der derben Leinenjacke des Spitals herum. „Ich bin an meine Hemden gewöhnt. Sie sind doch eine Frau, Sopherl,“ setzte sie in einschmeichelnder Liebenswürdigkeit hinzu. „Sie werden das begreifen? Ich bin nun einmal so ein putzsüchtiges Weltkind . . .“

„Ich werde die Frau Oberin fragen,“ lächelte Schwester Sophie nachsichtig.

19. Kapitel

Am nächsten Morgen erschien der Untersuchungsrichter, Landesgerichtsrat Dr. Kerzel, mit seinem Protokollschreiber im Spital, um die Baronin Atterstein zu vernehmen.

„Werden sehn, ob's geht,“ sagte Martin, bat die Herren, zu warten und begab sich zu seiner Patientin.

Die hatte gerade ihre eigene Wäsche bekommen und mit Hilfe der Schwester Sophie ein Schlafgewand

aus blauem Krepp-Satin angelegt. Als der Doktor in ihr Zimmer trat, war sie dabei, ihr Bild im Spiegel einer kritischen Würdigung zu unterwerfen. „Man sieht doch gleich ganz anders aus!" stellte sie mit Genugtuung fest und blinzelte über den Spiegelrand die Schwester, die bedächtig die einzelnen Wäschestücke wieder zusammenlegte, halb ängstlich, halb übermütig an. „Seide! Das spürt sich ganz anders auf dem Körper! Und es ist bestimmt keine Sünde, Schwester!"

Die Nonne lächelte warnend zur Tür hin. „Der Herr Doktor —!"

„Oh —" Irma Atterstein wurde dunkelrot. Martin stand in seinem zerdrückten Spitalkittel da, hatte die Hände in den Hosentaschen und beäugte spöttisch die üppige Wäscheartikelausstellung auf Tisch und Bett. Ueberrascht war er nicht. Die Frau gehört ja in Batist und Spitzen . . . „Na, uns scheint es ja gut zu gehn?" schmunzelte er.

Irma funkelte ihn herausfordernd an. „Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?"

„Weder gegen das Gutgehen noch gegen die schöne Wäsche," antwortete er und machte sich an die Untersuchung des Verbandes. „Alles in bester Ordnung! In zehn Tagen sind Sie frei!" Dann sagte er ihr, daß in seinem Zimmer der Untersuchungsrichter warte.

„Sie sind dabei?"

„Ich? Was geht denn das mich an?"

„Sie sind doch der Arzt, der mich behandelt! Wenn ich mich zu sehr aufrege — —"

„Frau Baronin: Wenn Sie sich heute noch nicht stark genug fühlen, sollen die Herrschaften in ein paar Tagen wiederkommen. Oder wenn Sie Angst haben —?"

„Angst?" Sie setzte sich zornig auf. „Wovor soll ich denn Angst haben? Bitte, lassen Sie den Mann kommen!"

Die Schwester wurde abgeschickt, und Irma winkte Martin zu sich heran. Ihr Gesichtchen, das jeden Augenblick seinen Ausdruck wechselte, verriet Ernst und Mitgefühl. „Herr Doktor, ich hab ja nicht gewußt, was für ein schreckliches Unglück Sie betroffen hat . . ."

„Wer hat Ihnen denn gesagt — —?"

„Ihre Schwester. Sie hat mich gestern besucht und mir diese wunderschönen Blumen gebracht. Doktor, lieber Doktor — ich — ich —" Sie streckte ihm die Hand hin. „Sie sind so —" Sie sprach nicht weiter und blickte ihn nur an. Wieder so unter den Lidern hervor.

Er wurde sich gar nicht bewußt, daß er sich immer tiefer zu ihr herunterbeugte. Aus dem duftigen Blau des Krepp lockten das Weiß ihres Halses und der Ansatz ihrer Brust . . . Arzt und Patientin? Schon längst nicht mehr! Sie lag still und hielt die Augen geschlossen.

„Fürchten Sie sich also nicht?" fragte er. Seine Stimme war heiß und heiser.

Sie holte den Atem aus der tiefsten Tiefe der Brust heraus. „Nein."

Irma Atterstein empfing den alten Untersuchungsrichter ziemlich von oben herunter, sah sehr hübsch aus und gab sich keinerlei Mühe, durch besondere Liebenswürdigkeit den Mann des Gerichts für sich einzunehmen. Martin hatte erwartet, daß sie zu diesem Zweck all ihre Künste ins Treffen führen werde, fand sich jedoch eines Besseren belehrt. Von ihrem Manne sprach sie jetzt nur als „dem Baron".

„Der Baron hat Herrn Doktor Wagenmeister gesagt, ich sei dem Herrn Ritter auf dem Schoß gesessen . . ." Hochmütig und tapfer sprach sie das aus. „Das ist nicht wahr! Der junge Mensch hat mir leid getan. Der Baron hat ihn wie einen Stallknecht behandelt. Am Vormittag hat es wieder einen schrecklichen Skandal gegeben . . ." Sie erzählte, doch sie sagte nicht alles; verschwieg, wie Ritter unbeherrscht über sie herfiel.

Der Landesgerichtsrat war noch ein Beamter aus kaiserlicher Zeit. Ein bißchen amtsverstaubt, ohne viel Schwung, aber allen harten Methoden abhold. Er hatte eine seit vierzehn Jahren an beiden Füßen gelähmte Frau zu Hause, und all sein Ehrgeiz, seine Hoffnungen waren auf Doktor- und Apothekerrechnungen draufgegangen. Vorsichtig tastete er sich mit seinen Fragen vorwärts. Er wollte doch wissen, warum Atterstein in solche Wut geriet, daß er wie ein Wilder darauf losschoß.

Sie wich geschickt aus und war als Leidende hübsch und rührend. Der alte Mann glaubte ihr.

Martin lehnte an seinem Fenster und hörte zu. „Die kann dem alten Esel alles einreden!" dachte er bei sich „Ich wollte den jungen Menschen fortschicken." . . . Sie gestikulierte sich in immer größere Erregung hinein. „Er mußte doch an seine Verlobte denken! Und das hat er eingesehen — und da hat er mir die Hand geküßt . . . Gerade in diesem Moment kommt der Baron . . ." Da war es mit ihrer Kraft zu Ende. Wirklich und ehrlich; keine Komödie. Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte, wie im Schüttelfrost, zitterte am ganzen Leibe.

Auf den Zehenspitzen schoben sich der Untersuchungsrichter und sein Schreiber aus dem Zimmer. Martin fluchte hinter ihnen her und nahm die Fassungslose in den Schutz seines Armes.

Sie nestelte sich wie ein kleines Kind an ihn an, schluchzte und seufzte sich die letzte Aufregung aus der Brust. „Nein — nein! Ich bin's noch nicht los!" klagte sie. „Mir droht noch Schlimmeres, Herr Doktor! Hat sich meine Mama schon bei Ihnen gemeldet?"

„Nicht, daß ich wüßte . . . Aber wenn doch Ihre Frau Mama — —"

„Sie haben keine Ahnung! Die ist schlimmer als zehn Untersuchungsrichter! Die kommt mit Ermahnungen und mit Vorwürfen und droht mit himmlischen Strafen! Nicht wahr, Sie werden mir auch beistehen, wenn sie da ist, Doktor? Lieber Doktor —!"

Martin versprach das Blaue vom Himmel herunter, löste sich — ungern genug — aus der Berührung der weichen Seide und stieg in sein Ordinationszimmer herunter, wo der Landesgerichtsrat seine Akten zusammenpackte.

„Hat sie sich beruhigt?" fragte der alte Herr.

„So ziemlich. Aber lieber wär's mir schon, wenn man sie jetzt nicht quälte. Hm . . ." Wildes Geknurre in den Schnurrbart hinein: „Wie denken Sie, Herr Landesgerichtsrat? Ist sie unschuldig?" Alle Welt sollte Martin bestätigen, was er, sich selber zum Trotz, noch immer nicht glauben wollte.

Der Gefragte rieb sich die Nase. Er war, trotz allem Wohlwollen, doch nicht so ganz überzeugt. „Schwer zu sagen . . . Die Geschicht' in dem Garten —?"

„Der Kerl war ja betrunken!" Martins Zweifel schwanden sofort, wenn die eines Dritten laut wurden. Der Ankläger wurde zum eifrigen Verteidiger. — —

Am Nachmittag war wieder Christine bei Irma Atterstein.

Irma war vom Vormittag her noch ganz aufgeregt, küßte die Besucherin leidenschaftlich und verlangte, daß sie sich duzten. „Dann kann man offener miteinander sprechen! Weißt du — ich will dir was gestehen: Ich hab' den Untersuchungsrichter angelogen!" Sie nahm einen Anlauf. „Was hätt' ich anderes tun können? Wenn doch sonst die Braut und die Mutter des Ritter die Wahrheit hörten, daß er mir nachgelaufen ist . . . Die haben ja schon genug zu tragen. Verstehst du?"

Fortsetzung folgt).

Eifersucht und Medizin

Von Michal Choromański.

Der Roman „Eifersucht und Medizin" des jungen polnischen Dichters Michal Choromański erhielt den Großen Staatspreis der Polnischen Literaturakademie für das Jahr 1933. Von Heinrich Koitz wurde er ins Deutsche übersetzt. Die deutsche Ausgabe erschien im Verlag Wilh. Gottl. Korn in Breslau, mit dessen Erlaubnis wir folgenden Abschnitt zum Abdruck bringen.

Um zwei Uhr sechzehn also war die Kranke eingeschlafen. Assistenzarzt Rubiński pinselte mit pedantischer Bewegung die rechte Seite des Leibes mit Jod, dann bedeckte er ihn von allen Seiten mit Tüchern und heftete sie mit Pinzetten aneinander. Schließlich blieb nur noch ein kleines Stückchen des Leibes in Gestalt eines schmalen Rechtecks unbedeckt. Es schimmerte in der Tönung einer dunklen Bronze. Um zwei Uhr sechzehn und ein paar Sekunden sagte der Chirurg Tamten in aller Ruhe: „Die Lanzette."

Er stand rechts von der Kranken, der Dozent von Fuchs auf der linken Seite, Rubiński reichte die Instrumente. Rubiński griff rasch nach der Lanzette, der Dozent fing sie geschickt wie ein Taschenspieler im Fluge auf. Die Instrumente glänzten kalt.

„Die Füße senken!" sagte der Chirurg; sofort hob der Gehilfe Paul den Hebel des Operationstisches und drückte ihn leicht.

Nun endlich setzte sich die Operationsmaschine, die aus fünf Leuten bestand, in Bewegung und arbeitete sauber und ohne Fehler. Der Operateur und seine Assistenten verschmolzen in eine sonderbare Einheit miteinander, in eine ungeheuerliche Hydra mit fünf Köpfen und zehn Händen, deren sämtliche Bewegungen bis ins Letzte berechnet und mathematisch genau aufeinander abgestimmt waren. Es gab nicht die geringste überflüssige Bewegung; alles ging wie auf geölten Schienen. Kaum hatte der Chirurg seine nächste Anordnung ausgesprochen, auch den Kopf zu senken, als die Schwester und der Gehilfe seinen Wunsch schon im Fluge errieten und im gleichen Augenblick den zweiten Hebel des Operationstisches in Bewegung setzten. Der Dozent winkte zustimmend mit dem Arm. Die ganze Arbeit vollzog sich mit untrüglicher Genauigkeit, so angenehm und reibungslos, daß sich allen eine Art von künstlerischer Begeisterung mitteilte.

Der erste Schnitt öffnete die Haut und eine Schicht weißlichen Fettes, die sich sofort blutig verfärbte.

„Gaze," sagte Tamten, aber schon hatte Rubiński, ohne auf den Befehl zu warten, dem Dozenten die Gaze gereicht, und von Fuchs tupfte die Wunde ab. Die Hände der Aerzte waren bereits blutig. Doktor Tamten warf die Gaze mit einer Pinzette in den Eimer, der feuchte Bausch machte: klack! Auf der Wunde zeigten sich ein paar kleine Aederchen, aus deren Schnittstellen das Blut herausztropfte.

„Pinzette," sagte Tamten und packte die Adern mit der Pinzette, während der Dozent, ohne hinzusehen, aus der Hand Rubińskis einen Faden nahm und zur Hemmung des Blutes das Aederchen unterband. Dann faßte er mit glänzenden Haken in der Gestalt plumper, kleiner Schaufelchen die Ränder der Wunde und erweiterte sie.

„Messer," sagte der Chirurg eintönig und durchschnitt die nächste Schicht. Sofort legte der Dozent neue Gaze ein. Der blutige Bausch flog in den Eimer.

Jetzt waren schon die Eingeweide sichtbar, die Wunde besaß eine Länge von fast sieben Zentimetern und hatte eine violett-rosige Färbung. Erneut faßte der Chirurg die Aederchen, die Pinzetten und Häkchen hingen von beiden Rändern der Wunde herab und klirrten bei jeder Bewegung. Der Dozent erweiterte mit den Häkchen noch einmal die Oeffnung.

Tamten sagte: „Die Schere". Rubiński reichte mit der einen Hand die Schere, mit der zweiten hielt er den Faden bereit. Der Leib war jetzt völlig offen, auf der Oberfläche schimmerten gelb und bläulich die Därme. Der Chirurg warf zwei schmutzige Pinzetten und Scheren zur Seite, der Gehilfe fing sie im Fluge auf und legte sie in den Sterilisator.

Die Hydra mit den fünf Köpfen und den zehn Händen bewegte sich in einem fehlerfreien Rhythmus, der Verlauf der Operation war in jeder Phase ungewöhnlich günstig. Die Finger der beiden Aerzte arbeiteten wie zwanzig flinke Fühler mit blitzartiger Sicherheit. Die Patientin atmete tief und gleichmäßig, die Operationsschwester hatte schon die halbe Aetherflasche verbraucht, der Gehilfe kochte nebenan ruhig die Instrumente aus.

Der Raum erglänzte in dem strahlenden, weißen Licht der elektrischen Lampe, alles war in Weiß getaucht, nur auf den Händen und Schürzen der Chirurgen schimmerten Flecken hellen Blutes.

„Wieviel Minuten?" fragte Tamten mit eintöniger Stimme.

„Acht, Herr Direktor," antwortete die Schwester. Der Arzt erweiterte die Wunde und schob die Hand in den Leib der Kranken.

Jetzt aber trat ein unerwartetes und in seiner unmittelbaren Wirkung geradezu erschütterndes Ereignis ein.

Rubiński bemerkte plötzlich, daß an der Nasenwurzel des Doktors Tamten — die Operationsmaske ließ lediglich die Augen und den Nasenansatz frei — auf einmal ein Schweißtropfen erschien. Im gleichen Augenblick beugte sich der Dozent rasch über die Wunde, Tamten hob den Kopf und blickte auf den Dozenten. Fuchs starrte ihn an, als ob er etwas erraten wollte.

„O la la, na so was," sagte er ruhig.

An der Nasenwurzel des Chirurgen zeigte sich jetzt ein zweiter Tropfen Schweiß, die Nase wurde rot, Tamten sagte mit völlig veränderter, etwas dumpfer Stimme, als ob ihn etwas würge:

„Das sehe ich zum drittenmal . . ."

Dann rief er sehr laut: „Eingekapselt!"

„Oh, jawohl," flüsterte der Dozent.

Es war nur ein Augenblick der Unsicherheit und der Bestürzung. Aber diese plötzliche Verwirrung durchfuhr den Arzt wie ein elektrischer Funke und teilte sich sofort Rubiński, der Schwester und dem Gehilfen mit. Jetzt verschlimmerte sich die ganze Lage mit einem Schlag. Der Operationsmechanismus begann ungleichmäßig zu arbeiten, wie ein klappernder Motor. Tamten selbst hatte sich nach einem Augenblick wieder in der Gewalt, war sofort aufs neue ruhig und kühl, aber es war schon zu spät.

„Die Schere," sagte der Chirurg fast im Traum, Rubiński reichte ihm vor lauter Erregung eine Pinzette. Die Kranke begann zu röcheln, der Arzt warf die Pinzette dicht am Gesicht Rubińskis vorbei und sagte: „Affe!"

Die Pinzette flog klirrend auf die Fliesen, die Kranke stöhnte und würgte, Tamten sagte zur Schwester: „Passen Sie doch auf, daß die Kranke ruhig atmet!" Die Schwester errötete bis über die Ohren und öffnete den Mund: sie hatte nicht einen einzigen Tropfen Aether mehr in der Flasche, die Reserveflasche war ihr unter den Händen verschwunden.

„Die Schere," wiederholte der Arzt wie im Schlaf. Rubiński reichte ihm mit zitternden Händen wieder eine Pinzette. Tamten warf ihm die Pinzette ins Gesicht und wiederholte: „Affe!"

Plötzlich bewegten sich Leib und Brust der Kranken, sie begann schrecklich zu wimmern: „Huuu, Huuu!" Die Operationsschwester hatte nicht einen Tropfen Aether mehr zur Verfügung.

Der Chirurg drehte sich mit seinem maskierten Gesicht langsam zu ihr um; seine Nase war völlig feucht. Jede Silbe betonend, sagte Tamten:

„Pas—sen Sie auf, daß die Kran—ke ru—hig at—met!"

Der Dozent, der die ganze Sachlage überschaute, sagte trocken:

„Aether!"

Der Gehilfe, der nebenan seine Instrumente auskochte, erriet, daß er gebraucht wurde, und kam in den Operationsraum gelaufen:

„Kein Aether," sagte die Schwester fast unter Tränen.

„Ich brauche sofort die ausgekochten Instrumente," erklärte Tamten. Der Gehilfe verlor nun auch den Kopf. Er konnte die Aetherflasche in der Ecke nicht finden, und das Wasser im Sterilisator kochte noch nicht.

„Die Schere," wiederholte der Chirurg zum drittenmal, sah die Schwester an, die mit aufgerissenen Augen dasaß, und sagte trocken: „Die Zunge herausziehen!" Inzwischen reichte ihm Rubiński ein Messer. Tamten warf es mit voller Wucht dem Assistenten an den Kopf und schrie: „Affe!"

Da stieß der Dozent, aufmerksam und geschickt, den Assistenten mit dem Ellenbogen ein wenig zur Seite, ergriff, fast ohne hinzublicken, die Schere auf dem Tischchen und reichte sie dem Chirurgen. Tamten schnitt mit der Schere die Wunde etwas weiter auf und dehnte sie wieder auseinander. Der Dozent sagte nahezu zärtlich: „Oh, jawohl."

•

Die Operationsschwester erklärte später, daß sie sich vor lauter Schreck überhaupt nicht bewegen konnte: „Zum erstenmal habe ich erlebt, daß der Direktor während einer Operation Grobheiten sagt. Aber die Unsicherheit überkam mich schon früher. Was sich in dieser achten Minute ereignet hat, weiß ich nicht. Ich bin so erschrocken, daß ich geradezu das Gedächtnis verlor. Ich wußte nicht mehr, was ich tun sollte. Dann hörte ich wie aus weiter Ferne, daß die Kranke zu würgen begann und vielleicht sogar erwachen würde. Ich hatte auf den

Tod vergessen, was man in einer solchen Lage zu tun hat. Ich drückte nur krampfhaft die Maske auf ihr Gesicht und hielt ihr die Flasche über den Kopf. Erst einen Augenblick später merkte ich, daß der Aether ausgelaufen war. Ich konnte nicht ein Wort herausbringen, um den Gehilfen zu rufen. Am schlimmsten war, daß ich die Ersatzflasche nirgends sah. Der Gehilfe kam später hereingelaufen, um sie mir zu geben, aber, ich weiß nicht warum, gleich darauf rannte er wieder zu seinen kochenden Instrumenten zurück, ohne daß er mir die Flasche reichte."

Tatsächlich war der Gehilfe Paul eine ganze Zeit wie vom Teufel besessen hin- und hergelaufen. „Was ist denn mit dem Direktor los," stammelte er vor sich hin. Er war im höchsten Grade bestürzt, weil das Wasser im Sterilisator noch immer nicht kochen wollte. „Gleich, gleich, ich bringe sie gleich," wiederholte er und sah verzweifelt nach, ob nicht endlich Bläschen aus dem Wasser hochstiegen. Aber die Oberfläche blieb unbeweglich. . . .

„Ich wollte schon alles hinwerfen und auf den Korridor hinausrennen," berichtete er später. „Vor allem in dem Augenblick, als ich durch die Tür sah, wie dem Assistenten Rubinski das Messer an den Kopf flog. Er wurde abwechselnd rot und blaß. und die Schwester saß mit offenem Mund so starr da, daß es furchtbar war, sie anzusehen."

„Die sauberen Instrumente," sagte der Chirurg mit trockenem, befehlendem Ton. „Die Zunge herausziehen!" Aber weder Paul noch die Schwester konnten ihn verstehen. „Ich dachte, er macht einen Scherz," sagte die Operationsschwester später, „was sollte ich mit der Zunge machen? Mit welcher Zunge? Mir drehte sich alles im Kopf. Eine Sekunde lang wollte ich mir schon selbst die Zunge herausziehen und sie zeigen. Wir waren alle wie vetrückt."

Den gleichen Eindruck hatte auch der Assistent Rubinski. „Die Operationsschwester saß ratlos da, wie ein toter Sperling mit offenem Schnabel. Ich konnte mich überhaupt nicht mehr zurechtfinden. Mich überkam zeitweise eine völlige Verwirrung. Ich hörte ganz deutlich, daß der Direktor die Schere verlangte, ich sah sie auch liegen, trotzdem reichte ich ihm die Pinzette. Meine Hände zitterten, und jedes Instrument erschien mir furchtbar schwer. Was später geschah, weiß ich überhaupt nicht mehr. In mir vollzog sich eine eigenartige und quälende Verdoppelung. Auf der einen Seite merkte ich, ich soll das und das tun, — auf der anderen Seite interessierte mich geradezu fieberhaft ausschließlich die Frage, was denn eigentlich geschehen war, und warum der Direktor in dieser achten Minute so tödlich erschrak. Meine rasende Neugier war mehr als gefährlich, ich spürte das selbst. Ich vergaß völlig zu folgen. Ich weiß nur noch, daß mich der Dozent beiseiteschob und selbst die Schere reichte. Wie ein unbeteiligter Beobachter blickte ich auf die Wunde. Ich erinnere mich, daß ich einmal sogar in die Bauchhöhle zu blicken versuchte, aber es war nicht möglich, die beiden Aerzte verdeckten mit ihren Händen wie absichtlich das ganze Operationsfeld. Dann wieder starrte ich wie ein Verrückter auf ihre Finger. Die abgeschmacktesten Gedanken flogen mir durch den Kopf. Ich überlegte, daß die Hände des Direktors geschickt, groß und flink wie Affenhände sind. Tatsächlich, er hatte geradezu Affenhände. Die Finger des assistierenden Dozenten hingegen, lange, schlanke, künstlerische Finger, erinnerten an einen Virtuosen. Dann fiel mir ein, daß er Chopin sehr ähnlich sieht, und während er mit seinen Fingern arbeitete, sah es aus, als ob er einen schwierigen musikalischen Lauf übe.

‚Die Zunge!' knurrte der Chirurg.

Ich sah den Schreckzustand der Schwester und verstand ihre Lage. Ich erfaßte auch, daß etwas geschehen war, wogegen sie hilflos war. Mit der einen Hand faßte sie die Kranke am Kopf, mit der anderen tastete sie suchend auf dem Fußboden herum. Der Gehilfe starrte sie ganz blaß an, Ich sah, daß ihm vor Schreck die schon sterilisierten Instrumente auf den Boden fielen, so daß er sie aufs neue zum Auskochen in den Apparat legen mußte. Alles ging völlig verkehrt. Der allerschlimmste und fürchterlichste Augenblick kam aber erst dann, als plötzlich aus der Bauchhöhle das Blut in Strömen herausbrach.

‚Pinzette,' sagte der Direktor, ohne den Kopf zu heben.

‚Huuu, huuu . . .' wimmerte die Kranke. Sie schien sich geradezu losreißen zu wollen. Da ließ der Dozent die Häkchen los und stieß ihr mit dem Ellenbogen die Aethermaske vom Gesicht.

‚Mund aufmachen,' sagte er. Im gleichen Augenblick verstand die Schwester, Gott sei Dank, und zog mit den Fingern das Unterkinn der Patientin nach vorn."

Büchertisch

Ausritt 1934/1935, Almanach des Verlags Albert Langen/Georg Müller, München. Mit dreizehn Bildbeilagen. 160 Seiten. Preis 80 Pfg.

Zu den aufschlußreichsten Büchern gehören doch die Verlagsalmanache. Wenn sie gut gemacht sind, geben sie einen Querschnitt durch die Jahresarbeit eines Verlages und deuten an, was noch zu erwarten steht. Von solcher Art ist der diesjährige „Ausritt" des Verlages Albert Langen/Georg Müller, dessen reiche Fülle einen Begriff gibt von der vorbildlichen Arbeit dieses Verlages. Neben den Großen, die hier seit Jahren ihre Heimstätte fanden, Paul Ernst („Das deutsche Geschichtsbild"), E. G. Kolbenheyer, Hans Grimm („Gruß an die Freunde in Afrika"), Wilhelm Schäfer, H. Fr. Blunck und Will Vesper stehen die Männer der Kriegsgeneration: Ernst Wiechert mit einer ergreifenden Szene seines Dramas „Der verlorene Sohn", Josef Magnus Wehner mit einer „Herbstelegie", K. B. v. Mechow erzählt uns mit leichtem Humor die Geschichte eines kleinen Lebens „Innozenz", Paul Alverdes ist mit einer Erzählung aus dem Kriege „Der Fremde" vertreten, Joachim v. d. Goltz mit einem „Spruch", Georg Britting steuert eines seiner Gedichte und eine phantastische Geschichte bei, Friedrich Griese fehlt ebensowenig wie Hans Johst. Seine besondere Note erhält der Almanach durch eine Fülle von Gedichten junger Autoren, die z. T. eben in der neuen Reihe „Sturm und Sammlung" erscheinen; vertreten sind: Gerhard Schumann, Herbert Böhme, Curt Langenbeck, Eberhard Wolfgang Möller, Franz A. Tumler, Ernst Egermann und Peter Huchel. Nimmt man noch die auslanddeutschen Dichter hinzu: Heinrich Zillich mit seinem prachtvollen „Vermächtnis", Adolf Meschendörfer, zum ersten Male mit lyrischen Gedichten, Erwin Wittstock mit einer unveröffentlichten Novelle und Wilhelm Pleyer mit einem Bekenntnis zur Aufgabe des grenzlanddeutschen Schriftstellers, so wäre es fast genug des Guten, aber noch kommen Proben aus neuen Büchern von Abendroth, Hohlbaum, Gunnarsson, Rudolf Huch, eine „Wanderung durch Oberschwaben" von Hans Heinrich Ehrler, eine Dramenszene von Rudolf Lauckner, ein Aufsatz Ludwig Tügels über Knut Hamsun — und immer wieder Gedichte, unter denen die von Hermann Claudius und Dr. Owlglaß am innigsten zum Herzen sprechen. Nimmt man noch die Menge der Autorenbilder — unter denen wieder die Jungen stark vertreten sind — die Handschriftenprobe von Emil Strauß, das Faksimile der Notenschrift Hans Pfitzners, so darf man wohl sagen, daß dies ein eindrucksvolles Zeugnis ist, das der Verlag seinen Freunden ablegt. Mit seiner ansprechenden, geschmackvollen äußeren Gestalt — das Umschlagbild zeigt den Sankt Georg Bernt Notkes — ist der Ausritt 1934/35 aber zugleich ein wirklich schönes Geschenk für jeden Freund deutscher Dichtung.

Max Arendt: „Hindenburg". Ein Leben der Pflicht. 168 Seiten mit 30 Abbildungen. Preis gebunden in Ganzleinen 2,35 RM, broschiert 1,65 RM. Verlag: Nationale Schriftenvertriebsstelle Kurt Möbius, Berlin-Tempelhof.

Nach dem Tode des Herrn Reichspräsidenten von Hindenburg sind eine größere Anzahl von Büchern über ihn erschienen mit größtenteils bildlicher Darstellung und nur kurzen Ausführungen über sein Leben und Wirken. Zu einer eingehenden Bearbeitung und ausführlichen Schilderung des Lebenswerkes des hohen Herrn fehlte die Zeit, da die Bücher schnell auf den Markt gebracht werden sollten. Es ist gewiß verdienstlich und wünschenswert, daß dem deutschen Volke — auch wenn nur bildlich — immer wieder das Leben des ehrwürdigen Helden dargestellt wird, der in den Zeiten schwerster Prüfung und Not, die das Sichcksal über Reich und Volk verhängt hatten, Symbol der gläubigen Zuversicht und Hoffnung des ganzen deutschen Volkes wurde. Eine Darstellung dieses ewig denkwürdigen und schicksalhaften Lebens muß aber der Ertrag langer ehrfurchtvoller Beschäftigung mit dem Werdegang und Wirken einer Persönlichkeit sein, für die Zeit ihres Lebens das Pflichtgefühl Gesetz und Richtschnur ihres Handelns gewesen ist. Das vorliegende Buch ist bereits in jener Zeit begonnen worden, als der greise Feldmarschall in dem letzten bedeutungsvollsten inneren Kampfe seines Lebens stand, dem Kampfe mit einer Einstellung, die bisher sein Wirken als Oberhaupt des Reiches bestimmt hatte. Der 30. Januar 1933 bedeutete den Sieg des alten Helden über sich selbst und öffnete dem deutschen Volke das Tor zu einer neuen Zukunft. So durchzieht das Buch ein heroisch-schlichtes Leitmotiv: das der Pflichterfüllung gegen Gott und Vaterland. Es klingt an in der Jugendzeit, die bewußt eingehender behandelt ist, als in anderen Darstellungen, begleitet die Mannesjahre, die Zeiten weltgeschichtlichen Wirkens und die letzte Tat des greisen Vaters des Vaterlandes.

Der Verlag Nationale Schriftenvertriebsstelle Kurt Möbius, Berlin-Tempelhof, hat mit dem Werke ein Volksbuch herausgebracht, das trotz dem billigen Preise sehr gut ausgestattet worden ist. Seine Anschaffung dürfte jedem erschwinglich sein. Druck und Einband besorgte die Firma F. A. Brockhaus, Leipzig.